



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Entwicklungsgeschichte des deutschen Katholizismus

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Katholizismus



rofessor Reusch, der Unermüdliche, hat nun noch eine Anzahl von Arbeiten seines verewigten großen Freundes in einen Band zusammengefaßt, die teils nur in Zeitungen veröffentlicht worden, also nicht mehr allgemein zugänglich waren, teils überhaupt noch nicht gedruckt worden waren.*) Dies letzte gilt von dreien; es sind dies die Aufsätze: Die Speierische Seminarfrage und der Syllabus, Geschichtliche Übersicht des Konzils von Trient und Pius IX. Die Biographie dieses Papstes wurde nach seinem Tode begonnen und ist unvollendet liegen geblieben. Da der Zeitraum, in den die Abfassung dieser Aufsätze fällt, die dreißig Jahre von 1848 bis 1878 umfaßt, so können wir darin, und das ist das Interessante daran, den Fortschritt Döllingers von der römisch-katholischen zur freien protestantischen Auffassung der Welt- und Kirchengeschichte einigermaßen verfolgen. Die Tiefe seiner Gedankenwerkstatt allerdings wird uns auch hier nicht enthüllt; weder erfahren wir etwas von den Seelenkämpfen, die ihm das Wachstum seiner historischen Einsicht verursacht haben muß, noch erhalten wir Aufschluß über das Glaubenssystem, das er sich nach dem Zusammenbruch der geschichtlichen Grundlage seines frühern aufgebaut haben mag. Soweit aber daraus die Entwicklung Döllingers zu erkennen ist, gewährt sie uns zugleich einen Einblick in die Ansichten und Stimmungen der großen Masse seiner Glaubensgenossen und lehrt uns einigermaßen begreifen, wie es kam, daß diese den entgegengesetzten Weg einschlugen.

Die erste Abteilung enthält Reden und Gutachten aus der Zeit des Völkerfrühlings von 1848, der auch für die katholische Kirche ein Frühling war und für sie bedeutend länger anhielt, als für die Völker. Sie sind, wie man sich denken kann, von der gehobenen Stimmung erfüllt. Mit den

*) Kleinere Schriften, gedruckte und ungedruckte von Joh. Jos. Ign. von Döllinger. Gesammelt und herausgegeben von F. S. Reusch. Stuttgart, J. G. Cotta, 1890. Bei dieser Gelegenheit empfehlen wir zugleich die von Professor J. Friedrich veranstaltete und ebenfalls im vorigen Jahre bei Cotta erschienene neue Ausgabe von Döllingers „Papst-Tafeln.“

besten unter seinen deutschen Glaubensgenossen sieht Döllinger wirklich für die Kirche wie für die Völker einen neuen Frühling, wo nicht ein goldnes Zeitalter heraufziehen. Die Kirche braucht nur durch die Erklärung der Grundrechte, die er in der Paulskirche versieht, von den Fesseln des Polizeistaates befreit zu werden, um zur Segenspenderin für die Völker zu werden. Insofern verleugnet er bereits seine in demselben Jahre 1848 herausgegebene, aber freilich der Hauptsache nach schon weit früher vollendete Reformationsgeschichte, als er ganz frei ist von polemischer Bitterkeit und die gläubigen Protestanten, mit denen er als Mitglied der Nationalversammlung freundschaftlich verkehrt, sehr hochschätzt als Bundesgenossen sowohl gegen den Unglauben wie gegen den absoluten Polizeistaat. Zwar ist ihm die „Kirchenspaltung“ noch das größte Unglück für die deutsche Nation, und er hofft die Wiedervereinigung auf dem Wege reuiger Rückkehr der Protestanten zur Mutterkirche, aber er spricht diese Gedanken in einer Form aus, die niemand verletzen kann, und vorläufig erwartet er von der wiederherzustellenden Kirchenfreiheit ein friedliches und freundschaftliches Verhältnis zwischen den Konfessionen; denn, meint er, der Konfessionshaß rühre doch vor allem daher, daß die Gläubigen jeder Konfession von andersgläubigen Regierungen so viele schmerzliche Eingriffe in ihre Herzens- und Gewissensangelegenheiten zu erdulden gehabt hätten. Auch verträgt sich sein Katholizismus nicht allein mit dem wärmsten Patriotismus, sondern beide scheinen ihm derselben Wurzel zu entspringen, indem er sich die Vollendung der Menschenseele gar nicht anders denken kann, als wenn sie in der die Menschheit umfassenden Weltkirche und zugleich im eigentümlichen Geiste ihres Volkes lebt und webt. So sagt er in einem für die Konferenz der deutschen Bischöfe zu Würzburg (Oktober 1848) ausgearbeiteten Gutachten: „Die Nationalität ist etwas der Freiheit des menschlichen Willen entrücktes, geheimnisvolles und in ihrem letzten Grunde selbst etwas von Gott gewolltes. Daß die Menschen sich zu großen Völkerschaften ausprägen, daß in diesen welthistorischen Völkern sich bestimmte eigentümliche Richtungen, Lebens- und Anschauungsweisen entwickeln, das gehört mit zur Ökonomie der göttlichen Vorsehung, die im moralischen und geistigen Gebiete so wenig als im physischen will, daß allen Bäumen eine Rinde wachse und alle Völker in starrer Uniformität einander gleich seien. Auch im religiösen und kirchlichen Gebiete ist daher bei aller katholischen unitas in necessariis der Eigentümlichkeit der Nationalitäten ein freier Spielraum verstattet. Der französische Katholik wird nie völlig dem italienischen in allen Manifestationen seines religiösen Denkens und Fühlens gleichen, und der Deutsche wird sich vom Franzosen sowohl als vom Italiener auch in kirchlicher Beziehung stets unterscheiden. Solche nationale Verschiedenheiten zeigen sich in den außerordentlichen Formen des Gottesdienstes, in der Predigtweise, in dem Charakter der theologischen Litteratur, in der Verbindung religiöser Vorstellungen oder Gebräuche mit dem täglichen Leben, in der

äußern Haltung des Klerus u. s. w. Sie bilden die innere Grundlage einer Nationalkirche, und die Aufgabe der Kirche selbst ist es, sie zu regeln, ihnen Rechnung zu tragen, sie aber auch vor Ausartung zu bewahren.“ Wir brauchen wohl kaum ausdrücklich zu sagen, daß wir für dieses winzige Maß der unsrer Nation in kirchlicher Beziehung zugestandnen Rechte danken müssen. Wir werden der italienischen Priesterschaft, die doch hier mit dem Worte „Kirche“ im Grunde genommen gemeint ist, niemals das Recht zugestehen, die Befriedigung unsrer eigentümlichen religiösen Bedürfnisse zu regeln und unsre nationalkirchlichen Regungen und Bestrebungen „vor Ausartung zu bewahren.“ Die Denkschrift fährt fort: „Die deutsche Nation gehört unstreitig zu jenen welthistorischen, die ganz besondere Werkzeuge in den Händen der göttlichen Vorsehung sind. Gleich wie sie in frühern Zeiten der Sache der Kirche eigentümliche Dienste geleistet hat und die Trägerin des christlichen Kaisertums und der eigentlichen, zum Schutze der Kirche berufenen Gewalt gewesen ist, so ist sie auch, wenn nicht alle Zeichen trügen, in einer vielleicht schon nahen Zukunft wieder berufen, eine besondere, dem Dienste der göttlichen Wahrheit und der katholischen Kirche gewidmete Mission zu erfüllen. Gott hat es gefügt, daß die größere Hälfte der Nation jetzt wieder katholisch ist. [Damals gehörte ja Osterreich noch zu Deutschland.] Dieser Teil der Nation ist der eigentliche Träger und Repräsentant der deutschen Nationalität [das ist noch heute die Ansicht der bairischen, rheinländischen und westfälischen Katholiken], denn er steht in der ununterbrochenen Kontinuität mit der ganzen großen Vergangenheit des deutschen Volkes; wie unsre Väter geglaubt, gefühlt und gedacht (haben), so glauben, fühlen und denken auch wir; und von dem Volke, von welchem die große Apostasie der neuern Zeit mit ihrem ganzen Gefolge einer unchristlichen Geistesentwicklung und Litteratur ausgegangen [nicht von uns Deutschen, sondern von den Engländern und Franzosen ist »die große Apostasie« ausgegangen, wenn man darunter nicht den Abfall von der römischen Kirche, sondern den Abfall vom christlichen Glauben versteht], von eben diesem Volke wird auch, so Gott will, die aufrichtige Rückkehr zur einen Wahrheit und die Wiederbelebung derselben ausgehen.“

Daß die Verfassung der römisch-katholischen Kirche in irgend einem Punkte mit den Bedürfnissen und berechtigten Forderungen der Deutschen in Widerspruch geraten und jene jemals ein Hindernis für die Befriedigung dieser sein könne, giebt er natürlich nicht zu. Zur Beschwichtigung der Bedenken, die namentlich der Abgeordnete von Weisler (damals bairischer Kultusminister) gegen die für die katholische Kirche geforderte Unabhängigkeit vom Staate erhoben hatte, versichert er in der Nationalversammlung, daß es keine Gewalt in der Welt gebe, die mehr durch Gesetze gebunden und vollkommner vor der Gefahr, in eine Willkürherrschaft auszuarten, geschützt wäre, als die päpstliche. Den Vorwurf des Ultramontanismus weist er auf der Katholikenversammlung

zu Linz (September 1850) mit den Worten zurück: „Es wird in dieser Versammlung nicht leicht jemand sein, dem dieser Vorwurf häufiger gemacht worden wäre, als dem, der eben zu Ihnen spricht. Ich habe mich vergeblich bemüht, auch nur ein einziges mal von denen, die dieses Wort im Munde führen, eine Erklärung zu hören, was Ultramontanismus sei, oder worin denn der Unterschied zwischen einem Katholiken und einem Ultramontanen liege. Die einzige einigermaßen faßliche Erklärung wurde mir einmal in der Frankfurter Nationalversammlung mit den Worten gegeben: Ultramontane seien die, welche den Papst zum deutschen Kaiser machen wollten. Gleichwohl aber kann ich mir eine Bedeutung dieses Ausdrucks denken, die mich veranlassen würde, mich auf das entschiedenste gegen den Ultramontanismus — wenn eine solche Gesinnung und Richtung existirt — zu erklären. Ich würde nämlich sagen, ich verstehe unter Ultramontanismus das Bestreben, mit gänzlicher Zurücksetzung und Vernachlässigung der Eigentümlichkeiten des deutschen Volkes ihm dasjenige, was eine andre Nation nach ihrer Eigentümlichkeit in religiöser Beziehung gestaltet und entwickelt hat, aufdrängen und wie einen fremden Rock dem sich sträubenden deutschen Volke anziehen zu wollen. Das wäre der Ultramontanismus, gegen den ich als der erste mich entschieden erklären würde. Denn wir Deutschen wollen als Mitglieder der katholischen Kirche nicht aufhören, Deutsche zu sein, sondern Deutsche im wahren und vollsten Sinne des Wortes bleiben und auch kein Jota unsrer nationalen Eigentümlichkeit, so weit sie gut und rechtmäßig ist und mit dem Geiste der katholischen Kirche im Einklange steht, aufgeben.“

Der Indikativ steht wohl nicht zufällig in dem Satze „wenn eine solche Gesinnung und Richtung existirt,“ anstatt des Konjunktivs, den man erwarten dürfte. Döllinger scheint damals schon bemerkt zu haben, daß die von ihm verurteilte Richtung wirklich existirte, wenn er sie auch noch nicht für gefährlich hielt, und jener hypothetische Satz klingt wie eine leise Warnung. Dreizehn Jahre später sieht er sich veranlaßt, ihre Existenz und ihre steigende Macht öffentlich anzuerkennen und ausdrücklich vor ihr zu warnen. Das geschah auf der Gelehrtenversammlung zu München in der am 28. September 1863 gehaltenen Rede über die Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie, die zusammen mit seinen berühmten Museumsvorträgen über den Kirchenstaat (5. und 9. April 1861) den Wendepunkt in seinem öffentlichen Leben bildet; in der Sammlung von Reusch eröffnet sie die zweite Abtheilung. Beim Rückblick auf die Vergangenheit muß er bekennen, daß die mittelalterliche Theologie eigentlich einäugig gewesen sei, da sie nur das spekulative Auge besessen, des historischen aber entbehrt habe. Und über die Reformation, die er jetzt schon mit diesem Namen zu nennen wagt, sagt er: „Im ganzen und großen müssen wir doch bekennen, daß, wenn wir die Interessen der Wissenschaft zum Maßstabe nehmen, die Trennung der Christenheit weit eher

als ein Gewinn und großartiger Fortschritt denn als eine Schädigung sich erwiesen hat. Hatte man vorher befürchten müssen, daß die von der Geschichte nicht erleuchtete und belebte Wissenschaft allmählich zu einem Cenotaphium werde, das nur Totengebeine, nur abgestorbne Formeln in sich berge, so wurden nun gleichzeitig die Quellen des historischen Wissens erschlossen, die Prinzipien und Mittel historischer Forschung erkannt und geübt.“ Die spanische Inquisition hatte er 1849 ein Institut genannt, „dessen sich die Könige zu politischen Zwecken, nicht ohne den Widerspruch und die Reklamationen der Päpste bedienten,“ wobei er, augenscheinlich in Verlegenheit, ein wenig jesuitisch den Leser im Zweifel läßt, ob der Widerspruch der Päpste dem Institut selbst oder nur seiner Verwendung für die Zwecke des Königtums gegolten habe. Jetzt räumt er schon ein, daß jenes Institut der Hierarchie unter andern dazu gedient habe, die Wissenschaft zu vernichten. Er bezeichnet die scholastische Nachblüte in den Werken des Suarez und seiner Zeitgenossen als „das letzte Aufglücken einer bereits erlöschenden Lampe, und darauf folgt Nacht und Dunkel, denn nun ging in Spanien die Wissenschaft an der Inquisition zu Grunde, um dort bis jetzt nicht wieder aufzuleben.“ Zum Beweise für diese Behauptung verweist er auf den Index librorum prohibitorum für Spanien. „Man lese die Regeln, vergleiche den als praktischen Kommentar dazu dienenden Index, und man wird erkennen, daß unter der Herrschaft dieses Systems einer wissenschaftlichen Theologie, Exegese, Philosophie, Geschichte geradezu fortzuleben möglich war, als es einem Vogel möglich ist, unter einer Glasglocke zu leben, aus der man die Luft gepumpt hat. Man konnte in Spanien nicht nur kein wissenschaftliches Werk mehr schreiben, ohne der Inquisition zu verfallen, man konnte nicht einmal die einem Gelehrten unentbehrlichen litterarischen Hilfsmittel besitzen.“ Was dann die Gegenwart anlangt, so charakterisirt er das italienische Priestertum durch die Thatfache, daß die einzigen wissenschaftlich bedeutenden Männer, die es in diesem Jahrhundert aufzuweisen habe (Rosmini, Gioberti, Ventura und Passaglia), alle vier der römischen Censur verfallen seien. Über Deutschland drückt er sich zwar sehr vorsichtig, aber deutlich genug aus. Der Leuchter der theologischen Wissenschaft sei von seinen frühern Stellen weggerückt (auch in Frankreich sei das Licht erloschen), und die Reihe sei endlich an Deutschland gekommen. „Nicht die Mittagshöhe einer vollständig ausgebildeten und gereiften Theologie nehme ich für Deutschland in Anspruch, sondern nur die Morgenröthe einer zu neuer, großartiger Entwicklung fortschreitenden Theologie. Das Charisma der wissenschaftlichen Schärfe und Gründlichkeit, der rastlosen, in die Tiefe dringenden Forschung und der beharrlichen Geistesarbeit ist uns Deutschen einmal gegeben; mit diesem Pfunde nicht wuchern zu wollen, wäre sträfliche Verfümmnis.“ Zumal da der deutschen Theologie die erhabne Aufgabe obliege, die Wunden, die sie unserm Volke vor vierthalb Jahrhunderten

geschlagen habe, zu heilen und seine beiden konfessionell getrennten Hälften dereinst wiederum in höherer Einheit zu versöhnen. Leider fehle es nicht bloß bei den Protestanten, sondern auch bei den Katholiken vielfach an dem guten Willen zur Versöhnung. Döllinger sagt es nicht ausdrücklich, aber er giebt es zu verstehen, daß das Hindernis bei der orthodoxen Richtung liege, die sich der rein wissenschaftlichen gegenüberstelle. Er betont zwar so stark wie möglich seine eigne Rechtgläubigkeit und die Notwendigkeit der kirchlichen Autorität in Glaubenssachen, erklärt aber andererseits, der Wissenschaft, auch der theologischen, sei die Freiheit so unentbehrlich wie den lebenden Wesen die Luft, „und wenn es Theologen giebt, die ihren Fachgenossen diese Lebensluft unter dem Vorwande der Gefahr für das Dogma entziehen wollen, so ist dies ein kurzichtiges und selbstmörderisches Beginnen.“ Gegen wissenschaftliche Fehler und Verirrungen dürften nur gleichartige Mittel, also wissenschaftliche Widerlegungen und nicht kirchliche Censuren angewendet werden. Er hätte einen durchschlagenden Erfolg, wenn auch nicht einen Erfolg in seinem Sinne, erzielen können, wenn er es gerade herausgesagt hätte, daß sich damals einige deutsche Professoren der Theologie das Denunziantentum zum Lebensberuf erwählt hatten, ihre Kollegen ausspionirten, was sie an „kezerischen“ Behauptungen in deren Büchern und Vorträgen aufzustöbern vermochten, nach Rom berichteten und die Verurteilung der Delinquenten mit fanatischem Eifer betrieben. Aber er begnügte sich mit der schwächlichen Schlußmahnung: „Möge denn jeder von uns, wenn die Versuchung ihn anwandelt, über wirkliche oder vermeintliche Irrtümer eines Fachgenossen scharfes Gericht zu halten oder gar die Orthodoxie eines Buches und seines Verfassers zu verdächtigen, eingedenk sein der Worte“ (folgen einige Verse aus Dante).

Döllinger hatte noch in der Sitzung selbst Gelegenheit, sich von der Unhaltbarkeit seiner Stellung und von der Unmöglichkeit einer katholischen Theologie, wie er sie sich träumte, zu überzeugen. Die anwesenden Romaniſten ließen ihm keinen Zweifel daran, daß sich Rom und die deutsche Wissenschaft ungefähr ebenso gut vertrügen wie Feuer und Wasser. Der Papst nahm den Segen zurück, den er der Versammlung gespendet hatte, und machte durch ein Breve die Wiederholung solcher Befreiungsversuche unmöglich. Das förderte denn unsern Döllinger rasch ein gutes Stück, und in der zwei Jahre darauf verfaßten Denkschrift über die Speierische Seminarfrage (der Bischof von Speier wollte die Lehrerstellen an seinem Priesterseminar ohne Mitwirkung der Regierung besetzen) und über den Syllabus führt er schon so ziemlich die Sprache des Janus. Die Lage des katholischen Deutschlands Rom gegenüber habe sich geändert, der Ultramontanismus sei keine Erdichtung der Kirchenfeinde mehr, sondern eine wirkliche aggressiv fortschreitende Macht; ihre hauptsächlichsten Träger seien die Jesuitenzöglinge, die sich von Jahr zu Jahr zahlreicher in den deutschen Klerus einnisteten. „Das also — ruft er nach

einer Übersicht des Syllabus — ist der Mühlstein, den man in Rom den Katholiken aller Länder an den Hals binden möchte! Diese Dinge sollen künftig gelehrt, sollen vor allem dem Geiste der heranwachsenden Generation eingeprägt werden auch in jenen Ländern, in denen die ganze Existenz der katholischen Kirche, ihre Freiheit und Sicherheit einzig auf den Prinzipien beruht, die hier als schamlose, verderbliche Irrlehren gebrandmarkt werden, Prinzipien, mit denen die religiöse Freiheit der Katholiken dort stehen und fallen muß. Bischöfen und Priestern ist hiermit die feierliche Verpflichtung auferlegt, ihre Gemeinden bei jeder Gelegenheit zu belehren, daß sie in einem durch und durch von Sünde und Irrtum infizierten, auf falschen Prinzipien erbauten Gemeinwesen leben. Sie müssen jedes Mittel der Belehrung ergreifen, um Monarchen, Regierungen, Nationen zu der Erkenntnis zu bringen, daß sie nichts Besseres, Dringenderes thun können, als ihre Verfassungen zu stürzen, ihre Gesetzbücher zu vernichten, den Entwicklungsgang von vier Jahrhunderten plötzlich abzubrechen und die Zustände und Ordnungen des vierzehnten wieder aufzurichten.“

Man sieht, nicht bloß das Verhältnis zu Rom hatte sich in Döllingers Augen geändert, sondern Rom selbst war ihm ein andres geworden; seine Schrift ist eine förmliche Absage an den Papst und hätte, wenn sie veröffentlicht worden wäre, die Exkommunikation zur Folge haben müssen. Sie blieb aber ungedruckt, und die darauf folgenden nicht weniger scharfen Artikel, sowie die im Janus zusammengefaßten erschienen nicht unter Döllingers Namen. Die bedeutendsten unter jenen sind die über die Inquisition, zu denen die „Heiligspredung“ des Scheusals Arbues im Jahre 1867 den Anstoß gab. Gerade diese Abhandlungen aber, von denen so mancher Protestant erwartet haben mag, daß sie dem Katholizismus in Deutschland den Garauß machen würden, lehren uns verstehen, wie es kam, daß das katholische Deutschland dem von Döllinger eingeschlagenen Wege nicht folgte, und daß seine Angriffe nur dazu dienten, die römische Kirchengläubigkeit zu befestigen. Die Inquisition, die Hexenprozesse und jene Molochsopfer, die der moderne Industrialismus einige Jahrzehnte hindurch in einigen Ländern, namentlich in England gefordert hat, sind die drei großen Schandflecke der Christenheit. Die Inquisition gehört der römisch-katholischen Kirche allein an. Im Hexenfoltern und Hexenverbrennen haben zwar die deutschen und die schottischen Protestanten mit den Katholiken gewetteifert, aber die Verantwortung dafür fällt doch ausschließlich auf die Päpste zurück, die den Hexenwahn als Dogma gelehrt und das alle Greuel der römischen Christenverfolgungen tief in Schatten stellende abscheuliche Verfahren für die Hexenprozesse, d. h. für die an vielen hunderttausend unschuldigen Menschen zu begehenden Justizmorde, vorgeschrieben haben. An den aus Habucht begangenen Unthaten des modernen Industrialismus sind zwar die protestantischen Völker mit einem reichlichern Maße beteiligt als die katho-

lischen, obwohl es gerade die Spanier sind, die in Amerika das Beispiel und den ersten Anstoß dazu gegeben haben; doch ist dafür keine der christlichen Kirchen verantwortlich zu machen. Nun ist es zwar durchaus nicht nötig, daß ein Katholik, der jene ungeheure Blutschuld seiner Kirche erkannt hat, ihr darum untreu werde, so wenig man sich von seinem Vaterlande, seinem Volke oder seinem Staate deswegen loszusagen braucht, weil die Blätter seiner Geschichte mit Blut und Ungerechtigkeiten besleckt sind. Aber eines ist unvermeidlich: nicht zwar die Kirche, aber das Dogma von der Kirche, wie es der Katholizismus lehrt, muß aufgegeben werden, sobald jene geschichtlichen Thatfachen bekannt geworden sind. Eine Kirche, die den allerdümmsten und verderblichsten heidnischen Aberglauben wieder einführt, nachdem er sechshundert Jahre vorher (unter Karl dem Großen) schon als solcher erkannt und ausdrücklich bezeichnet worden ist, für die unfehlbare Lehrmeisterin der Wahrheit halten, eine Hierarchie, die das geseklosete Morden und Rauben und die Wollust der Grausamkeit in ein System bringt und dieses jahrhundertlang handhabt, als die Verwalterin göttlicher Gnadenschätze ehren und bei ihr die Vergebung der Sünden suchen, das ist rein unmöglich. Das merken die Katholiken bis zum einfältigsten Weiblein hinab instinktiv, wenn sie es sich auch nicht als eine Kette logischer Folgerungen auseinanderlegen. Darum schließen sie solchen Thatfachen gegenüber die Augen und haben für einen Universitätslehrer, der sie auszusprechen wagt, nur eine Antwort: Hinweg mit ihm, er raubt uns den Glauben! Denn nachdem der Hierarchie die Macht zu schaden genommen worden ist, empfinden die heutigen Katholiken vorzugsweise die wohlthätigen Wirkungen der Thätigkeit dieser alten Körperschaft, in der die Weisheit und Erfahrung von anderthalb Jahrtausenden walten. Daß sie notwendig zu Grunde gehen oder doch ihre heilsame Wirksamkeit einbüßen müßte, wenn sie von ihren Gläubigen nicht mehr für die unfehlbare, Sündenvergebende und den Zugang zum Himmel erschließende gehalten würde, ist freilich nicht bewiesen, und das Gegenteil wäre recht gut denkbar, aber der Katholik, der sie über alles schätzt, mag sich auf das gewagte Experiment nicht einlassen, und so weist er denn lieber von vornherein alles ab, was ihr einen Teil der Glorie, von der sie in seinen Augen umflossen ist, abstreift. Döllinger konnte umso weniger auf Gehör rechnen, als er keinen Versuch gemacht hat, dem Volke zu zeigen, wie man nach der Preisgebung des Dogmas von der Kirche den Katholizismus retten und den Übertritt zum Protestantismus vermeiden könne.

Aber, wird man fragen, wie sieht es im Kopf und Herzen von Männern aus, die wie Hefele durch ihren Beruf zur Kenntnis jener Thatfachen gezwungen werden, und die sogar darüber schreiben? Sind sie Dunmköpfe oder Heuchler? Keines von beiden; man kann sie einem Kranken vergleichen, der an einer fixen Idee leidet. Ich kannte einen solchen, der sich einbildete, von seinem Wohnorte L. nach S. versetzt worden zu sein, in allem übrigen aber

ganz vernünftig dachte und sprach. Seine Hausgenossen stellten — natürlich vergebens — allerlei Versuche an, ihn von der Falschheit seiner Einbildung zu überzeugen. Eines Tages bat ihn ein Freund, zu bestimmen, welcher seiner in L. wohnenden Nachbarn ihn besuchen solle; binnen fünf Minuten werde er da sein, und das sei doch von S. aus nicht möglich. Der Kranke bestimmte den dicken Herrn T. Nach fünf Minuten trat dieser keuchend ins Krankenzimmer. „Na, sehen Sie?“ rief der Freund triumphirend. Der Kranke aber erwiderte halb ärgerlich: „Ach, gehen Sie, mit dem Telegraphen ist alles möglich!“ Der Geisteskranke hat sein eigentümliches Sehorgan, mit dem er Nichtvorhandnes zu sehen, Vorhandnes nicht zu sehen vermag, er hat seine eigne Logik, mit der er auch die widersprechendsten Thatsachen der ihn beherrschenden Idee anzupassen vermag. Eine Glaubenslehre, in die man sich eingelebt, bildet ein gegen jeden Ansturm der Thatsachen gefestigtes System fixer Ideen. (Das gilt auch von politischen, wissenschaftlichen und sozialen Glaubenslehren.) Adam Wöhler wirft einmal die Frage auf, wie es wohl möglich gewesen sei, daß gebildete Männer jene ungeheuerlichen und phantastischen Kindermärchen geglaubt hätten, aus denen das Lehrgebäude der Gnostiker bestand, und er antwortet darauf, das System habe eben die Macht, den Geist zu fesseln und jeden Widerspruch der Vernunft und der Thatsachen aus einer feindlichen Waffe in eine Stütze zu verwandeln. Man hat dieser Tage wiederum gesehen, wie gebildete Katholiken solche Verlegenheiten zu überwinden verstehen. Wenn irgend etwas in der Welt feststeht, so ist es die Thatsache, daß der Kurie die weltliche Herrschaft des Papsttums mehr am Herzen liegt, als das Wohl der ganzen Kirche und das Heil der Seelen. Wie dumm und hastig beißt sie auf jeden Köder an, der ihr von einem Macht verheißenden Mächtigen hingeworfen wird! Wie plump ist der Papst in der Hoffnung, für sich etwas zu ergattern, bei der Septennatswahl hineingefallen! Wie unempfindlich er gegen das schreckliche Schicksal der russischen Unirten bleibt, um es nur ja mit dem Zaren, dem Freunde Frankreichs nicht zu verderben, ward erst kürzlich in den Grenzboten hervorgehoben. Die berichtigten Artikel des Osservatore Romano entsprechen durchaus diesen Traditionen. Nachdem des Papstes Hoffnung, durch den mächtigen Bismarck ein Fleckchen italienischen Landes unter seine Herrschaft zu bringen, zerronnen ist, hat er keinen Grund zur Freundschaft mehr für den Bundesgenossen seines Todfeindes. Daß die deutschen Katholiken die treuesten, echtesten und frömmsten Katholiken der Welt sind, das kümmert ihn ja nichts; als Italiener hat er gar kein Verständnis für diese tiefe und echte Frömmigkeit, und wenn statt des klugen Leo noch der naive Pius auf Petri Stuhle säße, so würde es Herr von Schorlemer in einem offenen päpstlichen Sendschreiben zu lesen bekommen, daß der Osservatore nichts schreiben darf als des Papstes eigne Meinung. Dieser Kelch wird nun zwar an dem edeln westfälischen Ritter vorübergehen, aber würde er ihm ge-

reicht, so würde er ihn trinken. Um es also kurz zu sagen: vor der drohenden Gefahr, mit dem Papste ihre Kirche zu verlieren, haben sich die deutschen Katholiken in den Schutz des Unfehlbaren geflüchtet; ist der Papst unfehlbar, so — kann ja das Schreckliche, was die Geschichtswissenschaft enthüllt, gar nicht wahr sein!

Die beiden Artikel über die Inquisition bilden zusammen eine kurze quellenmäßige Geschichte dieses Haifisches unter den menschlichen Einrichtungen. Professor Reusch sollte sie in einen verarbeiten und besonders herausgeben. Das würde ein etwa hundert Seiten starkes Büchlein ergeben, von dem mindestens zehnmal so viel Exemplare verkauft werden würden, wie von dem vorliegenden ziemlich dicken Bande. Der Protestant findet darin das schlimmste, was er sich von der Sache gedacht hat, urkundlich bestätigt. Es werden in besondern Abschnitten abgehandelt: die ältere zur Ausrottung der Katharer, Patarerer und Waldenser eingeführte, dann die spanische Inquisition, die Einführung der Hexenprozesse und die zur Unterdrückung des Protestantismus wiederhergestellte römische Inquisition. Um einige Ziffern anzuführen, so sind unter Torquemada während der vierzig Jahre von 1480 bis 1520 in der einen Stadt Sevilla viertausend Menschen lebendig verbrannt, über dreißigtausend „Bußfertige“ zu Kerker oder Galeere und öffentlicher Beschimpfung verurteilt worden. Die Zahl der Verurteilungen in der ganzen Diözese Sevilla beläuft sich für den angegebenen Zeitraum auf hunderttausend und darüber. Isabella hat sich doch einigermaßen im Gewissen beunruhigt gefühlt. Sie schreibt einmal nach Rom: „Ich habe großes Unglück verursacht, habe Städte und Länder, Provinzen und Königreiche entvölkert, doch alles aus Liebe zu Christus und seiner jungfräulichen Mutter.“ Gewiß eine wunderbare Liebe! Übrigens scheinen die Anwandlungen von Neue, deren diese vom Fanatismus verschrobne Seele noch fähig war, mehr politischer als menschlicher Natur gewesen zu sein; die Entvölkerung und Verwüstung ihres Staates schmerzt sie, daß sie jedoch mit den gemarterten Menschen, worunter sich zarte Kinder und kranke Greisinnen befanden, Mitleid gefühlt hätte, ist nicht zu erkennen. Beim Regierungsantritt Karls V. gaben sich die Cortes große Mühe, einige Milderungen des Verfahrens durchzusetzen: dem Angeklagten, hieß es in einer vom Rechtsgelehrten Juan Selvagio aufgesetzten Schrift, sollten wenigstens die Denunzianten genannt, die Inquisitoren sollten nicht aus dem Vermögen der Angeklagten bezahlt, sondern vom Staate besoldet, die Inquisitionsgerichte alle zwei Jahre einer Visitation unterworfen werden. „Einkerkerungen sollten nur auf hinreichend begründete Indizien erfolgen, die Gefangnen in erträglichem Kerker verwahrt und ihnen der Gottesdienst und der Gebrauch der kirchlichen Heilmittel verstattet werden. Die Folter solle nur mit Mäßigung, nicht wiederholt und mit Beseitigung der neu erfundenen grausamen Peinigungsmittel angewendet werden. Man hätte erwarten sollen, daß ein junger, fern

von Spanien erzogener Monarch, ein Enkel Maximilians, gern ein so leichtes und wohlfeiles Mittel ergriffen haben würde, sich die Gunst der Nation, mit der er von nun an zusammenleben sollte, zu gewinnen. Aber Selvagio starb gerade im entscheidenden Moment, und Karls Umgebung, die gierigen Niederländer, sah in der Inquisition nur die treffliche, unerschöpfliche Finanzquelle, und so wurden denn die Cortes mit der Phrase abgefertigt, es sei des Königs Wille, daß die päpstlichen Dekrete über die Inquisition unverbrüchlich beobachtet würden; ihre Auslegung stehe nur dem Papste zu.“ Durch die Wirksamkeit dieses abscheulichen Instituts wurde das ganze spanische Volk in eine seltsame Gemütsverfassung versetzt, von der sich im heutigen Europa, mit Ausnahme der ruchlofesten unter den großen Verbrechern, vielleicht nur noch einzelne Vivisektoren eine Vorstellung machen können; denn sowohl die Stiergefechte wie die altrömischen Gladiatorenkämpfe sind doch etwas andres, weil dabei ein ästhetisches Interesse mitspielt. Für den echten Spanier jener Zeit gab es keinen höhern Genuß, als Menschen lebendig verbrennen zu sehen. „Nur in Spanien war es möglich, daß die Ankunft einer jungen Königin mit einem Auto de Fé gefeiert oder die Melancholie eines kränklichen Königs (Karls II.) durch den Anblick der lodernden Scheiterhaufen zu verschrecken gesucht wurde.“ Diese tolle Verirrung, sollte man meinen, hätte alle edlern Regungen, alle zarten Empfindungen in den Herzen dieses Volkes ersticken müssen, was jedoch bekanntlich nicht geschah. Wie wunderbar ist doch die unverwundliche Güte der Menschenseele und die Elastizität, mit der sie sich aus der Verschrobenheit in ihre natürliche Form zurückbiegt, sobald die verdrehende Kraft aufhört zu wirken!

Es folgt dann nach einigen Aufsätzen über den Unfehlbarkeitsstreit die ungemein tiefe und geistreiche Abhandlung über den Weissagungsglauben und das Prophetentum in der christlichen Zeit, die zuerst 1871 in Haumers Historischem Taschenbuch erschienen ist. Wie sich im Propheten die Hoffnung seiner Zeit oder seiner Partei verkörpert, und wie sich die Weissagung auf einer vielstufigen Leiter auf- und abwärts bewegt zwischen einem aus reicher Lebenserfahrung oder aus dem geheimnisvollen Ahnungsvermögen eines reinen liebenden Herzens geschöpften Hellsehen und dem bewußten Betrug, der durch die Weissagung des Gewünschten eben dieses Gewünschte zu verwirklichen sucht, wird an einer großen Menge meist bisher wenig bekannter oder ganz unbekannter Beispiele gezeigt. Von den bekanntern wird u. a. die Vision des Cazotte erwähnt und als eine Erdichtung desselben Laharpe bezeichnet, der sie so dramatisch beschrieben habe. Dagegen sei es wahr, sagt Döllinger, daß dreizehn Jahre vor Ausbruch der Revolution ein berühmter Prediger, Beauregard, in Notre-Dame auf der Kanzel gesprochen habe: „Die Tempel Gottes werden geplündert und zerstört, seine Feste abgeschafft, sein Name gelästert, sein Dienst geächtet werden. Ja, was höre, was erblicke ich? Statt der Hymnen zum Lobe Gottes werden hier lästerne und profane Lieder gesungen, und die Göttin

der Heiden, Venus selbst, erdreistet sich, hier die Stelle des lebendigen Gottes einzunehmen, sich auf den Altar zu setzen und die Huldigungen ihrer treuen Anbeter zu empfangen.“ Alles dies, fügt der Verfasser bei, „ist einige Jahre später wirklich, und zwar in eben der Kirche, in der die prophetischen Worte gesprochen wurden, geschehen. Wer nun den Zustand von Paris in jener Zeit kennt, der mag sich wohl vorstellen, daß ein Mann wie Beauregard, der tiefere Blicke in den Abgrund der damaligen Korruption gethan hatte, sehr wohl Dinge voraussagen konnte, wie sie nachher als Manifestationen des schon seit geraumer Zeit, wenn auch vorerst mehr nur in der Stille wirkenden Geistes zu Tage traten.“ An den mittelalterlichen Weissagungen ist wohl das merkwürdigste, daß die römische Kurie von so vielen ausgezeichneten und frommen Männern mit wunderbarer Übereinstimmung als die große Hure der Apokalypse bezeichnet wird. Kurz vor der Reformation war im deutschen Klerus die Ahnung, daß ein großes Strafgericht über ihn hereinbrechen werde, ziemlich weit verbreitet.

Den Schluß der Sammlung bildet die leider unvollendete Lebensbeschreibung des Unfehlbarkeitspapstes. Die Persönlichkeit des Mannes tritt darin mit plastischer Deutlichkeit hervor, und die scheinbaren Widersprüche seines Lebens werden befriedigend erklärt. Pius war eine ganz weibliche Natur: gutmütig, liebenswürdig, ein angenehmer Plauderer, voll witziger Einfälle, erfreute er sich jener Selbstgewißheit, die so leicht zu behaupten ist, wenn man in der Befriedigung seiner Wünsche und in der Verfolgung seiner Ziele weder durch die Logik, noch durch Wissenschaft, noch durch Kenntniss der Thatsachen und Geschäfte gestört und behindert wird. Eine Verhandlung mit ihm, sagt Tocqueville, war wie der Hader mit einem Weibe. Natürlich hatte er immer Recht, und wenn er heute das Gegenteil von gestern anordnen mußte, so machte ihn das nicht irre. Sein Unfehlbarkeitswahn und die Huldigungen, mit denen man ihn betäubte, benahmen ihm vollends jeden Zweifel. „Die große Menge feiler Dirnen — erzählt Döllinger S. 583 —, welche mit dem Einzug der österreichischen Regimenter [nach Niederwerfung der Revolution] in die Städte der Romagna zum Bedürfnis wurde, machte einen beträchtlichen Aufwand für ärztliche Überwachung, Behandlung und Verpflegung nötig. Da die städtischen Behörden diese Kosten zu tragen sich weigerten, übernahm der Papst sie auf seine eigne Kasse.“ Solche Kleinigkeiten machten ihn an der Güte seiner Regierung nicht irre. Das Schlimmste freilich, z. B. daß im Jahre 1851 nicht weniger als 8800 politische Gefangne in seinen Kerker schmachteten, erfuhr er gar nicht. Weiber fühlen sich im allgemeinen mehr von männlichen als von weiblichen Männern angezogen; in diesem Falle jedoch scheint gerade die Gleichartigkeit des Charakters anziehend gewirkt zu haben. Die unbegrenzte Verehrung der Frauen für Pius hat in seinen Erfolgen eine sehr wichtige Rolle gespielt; auch die außerordentliche Schönheit seines Gesichts kam ihm zu statten.